

Joachim Kardinal Meisner

# Wer sich anpasst, kann gleich einpacken

*Lebenserinnerungen*

*Aufgezeichnet von Gudrun Schmidt*

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

*Wir danken der Fa. Erwin Gruhn Immobilien, Berlin,  
für die freundliche Unterstützung dieser Auflage.*



**MIX**  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
**FSC® C014496**

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2020  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.herder.de](http://www.herder.de)

Satz: Carsten Klein, Torgau  
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-39316-7  
ISBN E-Book EPUB 978-3-451-82134-9  
ISBN E-Book PDF 978-3-451-82135-6

# **Inhalt**

**Vorwort von Msgr. Markus Bosbach 7**

**Einleitung 9**

**Kindheit, Krieg und Vertreibung 11**

**Auf dem Weg zum Priesteramt 43**

**Erste pastorale Erfahrungen 73**

**Bischof in der geteilten Hauptstadt 113**

**Kardinal und Erzbischof von Köln 173**

**Großereignisse als Höhepunkt 225**

**Nachwort 253**



## Vorwort von Msgr. Markus Bosbach

Als mich Kardinal Meisner im Januar 2017 anlässlich eines gelegentlichen Besuches zu einer Tasse Kaffee bat, die Aufgabe des Testamentsvollstreckers zu übernehmen, fühlte ich mich sehr geehrt und war gleichzeitig innerlich gerührt. Allerdings hatte ich zu diesem Zeitpunkt keine Ahnung, was da ab dem 5. Juli 2017, dem Tag seines trotz seines hohen Alters überraschenden Todes, auf mich zukam. So wie viele kannte ich nur das Arbeitszimmer, in dem er die meisten Besucher empfing. Die anderen Räume habe ich dann erstmals nach seinem Tod besichtigt. Da warteten großartige Kunstwerke neben sehr persönlichen Erinnerungsstücken und unzähligen Marien- und Heiligenbildern auf ihre Veräußerung zugunsten der von dem Kardinal und dem Erzbistum Köln gegründeten Joachim-Meisner-Stiftung, mit der er über den Tod hinaus seelsorgliche Projekte im Erzbistum Köln und in den von ihm so geliebten Ländern Ost- und Südosteuropas fördern wollte.

Bald wurde ich mit der Frage konfrontiert, was denn mit den Lebenserinnerungen geschehen solle, die er der Journalistin Gudrun Schmidt in den Monaten vor seinem Tode in ihre formgebende Feder erzählt hatte. Nach seinem Tode wollte er sie veröffentlicht wissen. Es begannen Beratungen mit Fachleuten, wann denn der richtige Zeitpunkt sei. Nicht zu bald nach dem Tod oder nicht zu lange danach, kommentiert oder unkommentiert, korrigiert oder unkorrigiert ... niemand konnte mir eine eindeutige Antwort geben.

Andererseits wollte ich gerne die mir übertragene Aufgabe irgendwann zu Ende bringen, und so begab ich mich auf die

Suche nach einem Verlag und einem Förderer. Dankbar bin ich, dass sich beides ohne große Schwierigkeiten finden ließ. So können die Erinnerungen nun zum dritten Jahrgedächtnis von Kardinal Meisner erscheinen. Kommentierungen und kirchen- und zeitgeschichtliche Einordnungen werden andere vorzunehmen haben.

Mancher wird den einen oder anderen wichtigen Punkt seiner persönlichen und beruflichen Biografie vermissen. Gerne hätte man noch einmal seine Einschätzung zu seinerzeit hoch emotionalen Streitfragen gehört oder gewusst, wie er manche kirchliche oder politische Entwicklung beurteilt hätte. Der Leser wird aber dafür Aspekte finden, die ihm den Menschen, Priester, Bischof und Kardinal Joachim Meisner von einer ganz neuen Seite her erschließen. Möge die Lektüre einmünden in den Dank für diese große und überzeugende Gestalt des Glaubens und der Kirche.

Danken möchte ich dem Verlag Herder, der sofort bereit war, diese Erinnerungen herauszubringen, Gudrun Schmidt, die das Erzählte in eine gut lesbare Form gebracht hat, vielen Weggefährten und Fachleuten, die den Text kritisch gelesen und wichtige Hinweise gegeben haben und nicht zuletzt seinem Berliner Freund und Weggefährten Wolfgang Gruhn, dessen Unternehmen die Herausgabe der Erinnerungen großzügig ermöglicht hat.

Köln, im Frühjahr 2020  
*Msgr. Markus Bosbach*

## Einleitung

Es ist Herbst geworden in Breslau. Die Bäume tragen buntes Laub. Späte Sonnenstrahlen spiegeln sich in der Oder. Die Hektik des Sommers mit all seinen Aktivitäten ist vorüber. Nur noch wenige Touristen eilen zielstrebig zur Kathedrale auf der Dom-Insel – an Johannes dem Täufer und der steinernen heiligen Hedwig vorbei. Etwas mehr Betrieb herrscht vor dem berühmten Alten Rathaus am Ring, denn die Ausstellung »Bier in Breslau« ist ein ausgesprochener Publikumsmagnet. Auch im berühmten Schweidnitzer Keller, in dem schon Chopin, Goethe und Bismarck das köstliche in Schweidnitz gebraute Bier zu schätzen wussten, geht es recht lebhaft zu.

Zwischen den Breslauer Stadtteilen Lissa und Stabelwitz, nicht weit von der Weistritz-Brücke entfernt, steht ein Mann vor den zerfallenen Mauern eines Hauses. Ein Grüppchen Touristen hat sich um ihn versammelt. Der Mann zeigt auf die Ruine und dann auf die Zeichnung in seiner Hand. »So sah das Haus einmal aus«, erklärt er den Umstehenden. »Es fiel in sich zusammen, als die Brücke da drüben während der Kämpfe im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde. Nur zwei Zimmer und das Zimmer, in dem ich geboren wurde, blieben stehen.« Leider existiere kein Foto von dem Gebäude, sondern nur diese Zeichnung, die er immer bei sich trage. »Die Söhne der Familie, die mit uns in diesem Haus wohnte, haben sie angefertigt.« Und bedauernd fügt er an: »Bis jetzt konnten die Polen noch keine Lösung finden, aus dieser Ruine etwas Anständiges zu machen. Sie sagen immer, dass das Haus niemand kaufen würde, weil die Lage ungünstig sei.«

Wie viele Male hat er hier schon gestanden, der über 80-jährige Kardinal. Immer wieder, wenn er seine Heimatstadt Breslau besucht, zieht es ihn an diesen Ort. Wie oft hat er guten Freunden, deutschen Heimwehtouristen und polnischen Nachbarn von damals erzählt. Leider seien inzwischen fast alle Altersgenossen und Freunde, mit denen er seine Erinnerungen teilen könnte, verstorben, bemerkt er wehmütig.

Hier also, genau hier, wurde er geboren. Er, Joachim Meisner. Hier hat er seine Kindheit verbracht, eine Kindheit, die für ihn an einem klirrend kalten Januartag 1945 mit der dramatischen Flucht seiner Familie vor der drohend und donnernd heranrückenden Front viel zu früh endete und ihn erwachsen werden ließ.

In Thüringen musste die Familie Meisner aus dem Nichts einen neuen Anfang wagen. Aus Joachim Meisner wurde nach der Schulzeit zunächst der Bankkaufmann, später erst der Priester: der Weihbischof von Erfurt, der Bischof von Berlin und der Erzbischof von Köln. Nachdem er die Geschicke des Erzbistums Köln, einer der größten Diözesen der katholischen Weltkirche, ein Vierteljahrhundert lenkte, ging er im Jahr 2014 aus Altersgründen in den Ruhestand. Auch als Emeritus blieb er Köln treu – und zog in eine Wohnung mit Blick auf den Dom.

Nachdenken, reflektieren über das Leben, dankbar Bilanz ziehen, Gottes weise Fügungen und Führung durch mehr als acht Jahrzehnte erspüren und erkennen! Dies war das Anliegen, als Kardinal Meisner mich eines Tages bat, seine Erinnerungen aufzuschreiben. Er hat erzählt, ich habe zugehört – und so ist dieses Buch entstanden.

*Gudrun Schmidt*



## Kindheit, Krieg und Vertreibung

### *Die Kindheit in Schlesien*

Wir wohnten in der Lissaer Straße 333 und gehörten eigentlich zu Stabelwitz. Aber wir fühlten uns als Lissaer und sagten immer, dass unser Haus das erste Haus von Lissa ist. Es war ein schönes, dreistöckiges Gebäude. Unten befand sich das Kolonialwarengeschäft meiner Eltern. Im dritten Stock wohnten die Familie Bischof mit einem Jungen und die Familie Keusch mit den zwei Jungs, die so alt waren wie mein Bruder und ich. Wir haben uns alle prächtig verstanden. Nur hin und wieder gab es ein Donnerwetter vom Hausbesitzer, weil wir Kinder ganz schön munter waren. Aber das haben die Erwachsenen dann unter sich geregelt.

Ich wurde als zweiter von vier Söhnen der Familie Meisner geboren. Dass aus mir einmal ein Bischof werden sollte, hätte sich mein Taufpate bestimmt nicht träumen lassen, denn der pflegte gern zu scherzen, dass aus dem kleinen Täufling Joachim einmal ein »lockerer Vogel« werden würde, da »alle Anzeichen darauf hindeuteten«. Und das kam so:

Patenonkel Werner reiste mit einigen anderen – alle festlich in Frack und Zylinder gekleidet – zu meiner Taufe an. In Lissa, an der Gaststätte »Zur Hoffnung«, stiegen sie aus dem Omnibus. Es war etwas zu früh, und so beschlossen die Männer, vorher noch einen Cognac zu trinken. Als sie die Gasthaustür öffneten, wurden sie zu ihrem größten Erstaunen von einem Männerchor festlich begrüßt. Danach richtete sich die versammelte Gesellschaft an Onkel Werner mit der Auffor-

derung, nunmehr die Geflügelschau zu eröffnen. Der Patenonkel, gern zu Späßen aufgelegt, ließ sich nicht lange bitten. Er fand geschickt ein paar passende Worte, lobte zur Begeisterung seiner Zuhörer den Fleiß der Züchter und wünschte der Ausstellung viel Erfolg. Dann verabschiedete er sich und machte sich mit den anderen schleunigst auf den Weg zu meiner Tauffeier – wohl darauf bedacht, nicht dem eintreffenden »richtigen« Geflügelschau-Vorstand zu begegnen, sodass die Verwechslung am Ende gar unangenehme Folgen für sie gehabt hätte. Auch später noch wurde über diese Geschichte von der Eröffnung der Geflügelausstellung vor meiner Taufe viel gelacht, vor allem, wenn der Patenonkel seine Prophezeiung vom »lockeren Vogel« wiederholte, als der Täufling von damals längst Priester war.

Dass es sich bei den Meisners um einen Geschäftshaushalt handelte, empfanden wir Kinder einerseits als Nachteil, weil die Eltern sehr beschäftigt waren und wenig Zeit für uns hatten, aber andererseits freuten wir uns auch über die Vorteile, die dies mit sich brachte. Ich fand es interessant, dass immer die unterschiedlichsten Leute zu uns kamen – ins Geschäft, aber auch in die Wohnung. Denn die Eltern waren mit vielen Kunden befreundet, sodass wir sonntags oft Gäste hatten oder selbst eingeladen waren. Der Freundeskreis wurde immer größer.

### *Besuch bei Schafen und Ziegen*

Am schönsten war für mich die Zeit, in der die Erstkommunionen und die Firmungen stattfanden. Dann beauftragte mich unsere Mutter, Geschenke zu den Familien zu bringen. Die hatten oft Schafe und Ziegen, und zu meiner großen Freude wurde mir stets erlaubt, zu den Tieren in den Stall zu ge-

hen. Wenn Schweineschlachten angesagt war, schickte mich meine Mutter immer mit einer großen Milchkanne auf den Weg, um Fleischbrühe zu holen. Zur Belohnung legte sie mir manchmal Bonbons auf den Kannenboden, fein eingewickelt in eine graue Papiertüte. Aber einmal ging die Sache schief. Denn unterwegs traf ich Freunde. Wir spielten, und ich vergaß die Zeit, aber auch die Bonbons. Beim Schweineschlachten angekommen, goss man mir reichlich gute Brühe in die Kanne, und als ich nach Hause kam, gab's nicht nur Schimpfe, weil ich so lange getrödelt hatte, sondern auch eine unangenehme Überraschung, die ganz allmählich ans Licht kam. Die Brühe wurde in einen Topf gegossen und heiß gemacht. Oben schwamm etwas Graues, das alle für leckere Wurststücke hielten. Doch das Graue entpuppte sich als Bonbonpapier, und die Brühe schmeckte süß wie Limonade. Sie musste leider weggegossen werden. Die Verkäuferinnen, die mit belegten Semmeln in der Hand auf den Genuss der Fleischbrühe gewartet hatten, waren sehr enttäuscht. Sie taten mir auch leid, denn ich hatte sie ja nicht ärgern wollen, sondern nur die Bonbons auf dem Kannenboden vergessen. Mein Mitleid und meine Reue halfen mir nicht. Von der Mutter gab's ein paar kräftige Ohrfeigen.

So sehr uns Kindern der Trubel des Geschäftshaushalts gefiel, so sehr bekamen wir natürlich auch die Nachteile zu spüren. Vor allem an Weihnachten, wenn unsere Freunde und Schulkameraden in der Nachbarschaft längst Bescherung feierten, standen Vater und Mutter im Laden, weil immer noch Kunden kamen, die etwas vergessen hatten. Die wurden natürlich nicht weggeschickt, sondern genauso freundlich bedient wie zu anderen Zeiten.

Wir hatten eine schöne Kindheit und durften herrliche Jahre in viel Freiheit erleben. Den Kindergarten besuchten wir

nicht, wir gingen aber auch noch nicht in die Schule. Oft sind wir Jungs in die Stadt gefahren, haben uns mit unseren Cousins getroffen oder auch unsere Onkel und Tanten besucht, von denen die meisten ebenfalls ein Geschäft hatten. Am liebsten hielten wir uns an der Bonifatiuskirche am Bahnhof der Schmalspurbahn auf, denn die hatte Anhänger mit Perrons, also mit jeweils einer freien Plattform. Wenn uns keiner erwischte, sind wir auf diese Plattform aufgesprungen – und wenn der Schaffner kam, während der Fahrt wieder abgesprungen. Das war ziemlich gefährlich, und unsere Eltern haben uns immer wieder ermahnt. Aber das hat nichts geholfen.

Im Sommer haben wir Kinder uns meistens im Freibad aufgehalten oder an der Weistritz, einem Nebenfluss der Oder, in dessen Nähe wir wohnten. Wir sind übermütig in den Fluss gesprungen, und irgendwie habe ich dabei schwimmen gelernt. Im Winter konnten wir auf der zugefrorenen Weistritz Schlittschuh laufen. Viel spannender waren für uns allerdings die Zeiten der Schneeschmelze zum Ende des Winters, wenn das Eis auf den Flüssen gesprengt wurde und die Eisschollen vorbeitrieben. Dann sind wir trotz ernsthafter Ermahnungen Schollen gelaufen. Einmal bin ich dabei abgerutscht und untergetaucht. Zum Glück kam ich aber zwischen zwei Schollen wieder hoch, sodass mich jemand packen und herausziehen konnte.

## *Die Mutter*

Unsere Mutter war eine stattliche, schöne Frau, mittelgroß, schlank, dunkelhaarig und sehr kommunikativ. Von Anfang an arbeitete sie mit im Geschäft. Für unsere acht Verkäuferinnen war sie die unbestrittene Chefin. Dass unsere Familie trotz der vielen Arbeit dennoch täglich gemeinsam zu einem

bestimmten Zeitpunkt zum Mittagessen zusammenkam, hatten wir unserem Vater zu verdanken. Er legte darauf großen Wert.

## *Tante Agnes*

Die Arbeit im Haushalt erledigte Tante Agnes, unsere Haushälterin. Mit ihr habe ich mich ganz besonders gut verstanden, denn sie hat mir jeden Wunsch von den Augen abgelesen. Wenn ich etwas nicht essen wollte, brauchte ich trotzdem nicht zu hungern. Denn Agnes kannte ja meinen Geschmack. Unter dem Vorwand, ich sei müde und müsse mich ausruhen, bereitete sie mir heimlich einen Eierkuchen mit Marmelade, den ich dann in ihrem Zimmer essen durfte. Natürlich spielte dabei eine Rolle, dass ich zweieinhalb Jahre jünger war als mein Bruder Hubert, der als ein sehr wilder Junge auffiel. Die Kleineren waren zu diesem Zeitpunkt noch nicht geboren. Und so stand ich als der kleine Bruder unter dem besonderen Schutz der guten Agnes.

Allerdings erlebte ich damals meinen ersten großen Verlustschmerz. Denn Agnes heiratete. Sie hatte im Bahnhof beim Warten auf ihren Zug einen netten Mann kennengelernt, einen Witwer mit einer Tochter, den sie bald darauf ehelichte. Es tröstete mich wenig, dass ich in der Hochzeitskutsche neben dem Kutscher bis zur Kirche mitfahren durfte. Ich habe so viel geweint, dass ich von der Feier nichts mitbekam. Abends musste man mich ganz früh ins Bett stecken. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie das riesige Federbett wie eine gewaltige Wolke über mir lag, sodass ich das Gefühl hatte, zu ersticken. Am nächsten Morgen war ich krank: Zur großen Trauer über den Verlust von Agnes kam noch Ziegenpeter hinzu.

Agnes war mit ihrem Mann und der Tochter in die Lausitz gezogen, wo sie im Alter von 86 Jahren starb. Bis zu ihrem Tod standen wir stets in Verbindung. Und in den Ferien sind wir oft zu ihr gefahren. Nie werde ich die herrlichen Fahrradausflüge vergessen, die wir dort gemeinsam unternommen haben.

## *Der Vater*

Unseren Vater haben wir Kinder zutiefst bewundert. Wir hatten großen Respekt vor ihm, denn er war ein stattlicher, energischer Mann. Als Konvertit nahm er seinen Glauben sehr ernst. Alle vier Wochen ging er zur Beichte und zur heiligen Kommunion. Wenn er sich samstags darauf vorbereitete, schickte uns die Mutter nach draußen in den Hof, damit wir ihn nicht stören konnten. Sonntags gingen wir selbstverständlich gemeinsam zur Kirche. Mein Vater trug – so wie damals durchaus üblich – Frack und Zylinder. Die Familie empfand dies als besonders festlich und war dementsprechend stolz auf ihn.

Wir Kinder mussten sonntags natürlich ebenfalls fein angezogen sein – was uns weniger gut gefiel. Denn die Prozedur begann meist schon samstags mit einer Anziehprobe, die von viel Geschrei begleitet war, weil die schönen Pullover und die gestrickten Strümpfe kratzten, sodass wir heftig protestierten, während die Mutter schimpfte. Unser Protest wäre sicherlich noch ausdauernder gewesen, wenn nicht im Anschluss an diese Anziehprobe unsere Leib- und Magenspeise gewinkt hätte, auf die wir uns schon den ganzen Tag lang gefreut hatten: Für jeden gab es eine Bockwurst, ein Brötchen und eine Flasche Malzbier.

In meinen Erinnerungen sehe ich unseren Vater immer in Knickerbockern. Denn die trug er vor allem, wenn er mit uns

Kindern Fahrradausflüge machte. Mein großer Bruder hatte ein eigenes kleines Fahrrad, und ich durfte vorne beim Vater auf einem für mich extra angebrachten Sattel sitzen. So sind wir an manchen Sonntagen durch die herrliche schlesische Landschaft gefahren.

### *Eine große Verwandtschaft*

Der Vater kam aus einer Familie mit elf Kindern und die Mutter aus einer Familie mit sieben Kindern. Etliche Onkel und Tanten hatten in Breslau ein Geschäft. Diese große Verwandtschaft hielt fest zusammen und traf sich oft. Daher fanden bei uns an Sonntagen häufig fröhliche Feste statt. So 30 bis 50 Leute waren es oft. Mit Kaffee und Kuchen ging es schon nachmittags los. Es wurde viel gesungen, und mit dem Abendbrot war noch lange nicht Schluss. Einer unserer Onkel war ein besonderer Spaßvogel. Es konnte vorkommen, dass er die Türen aus den Angeln hob, auf den Fußboden legte und mit klebrigen Fliegenfängern schmückte. Bei der Polonaise mussten die Leute dann darauf Purzelbäume schlagen, sodass die Fliegenfänger manchen Rücken klebend zierten. Und zum Schluss plünderten die Übermütigen den Laden und holten die Würste von den Haken. Wenn sie spät abends nach Hause fuhren, dekorierten sie mit diesen Würsten dann die Haltestangen im Omnibus. Einmal hat sich der Vater gerächt und dem Onkel Kurt eine Kasserolle auf den Kopf gestülpt, die wir dann nicht mehr herunterbekamen. Später, in schweren Stunden, sagte unsere Mutter immer wieder: »Wie gut, dass wir damals so fröhliche Zeiten erlebt haben.«

## *Die Schulzeit*

Man schrieb das Jahr 1939. Der Zweite Weltkrieg brach aus. Vor allem für die Erwachsenen begann eine schwere Zeit. Ich wurde eingeschult und weinte, als mich die Mutter im Klassenzimmer mit den anderen zurückließ. Ich weiß noch genau, dass uns der Klassenlehrer mit »Grüß Gott« begrüßte. Ich erinnere mich aber auch, dass ein Jahr später daraus ein »Grüß Gott, Heil Hitler« wurde und wiederum ein Jahr später ein »Heil Hitler«. Der Vater durfte noch zu Hause bleiben, weil er das Geschäft weiterführen musste. Aber er war zu Polizeieinsätzen verpflichtet.

Da der Zirkus Krone sein Winterquartier in Breslau bezog, musste Vater bei den Vorstellungen stets anwesend sein. Natürlich hat er uns dazu mitgenommen, sodass wir bald schon alle Zirkusnummern auswendig kannten. Als er später zum Militär eingezogen wurde, holten ältere Kollegen des Vaters uns Kinder zu den Vorstellungen ab. Zunächst war der Vater nur nach Rawicz beordert worden. Dieser Ort, aus dem mein Großvater stammte, war nicht weit entfernt. Die Brüder meines Großvaters besaßen dort eine Holzfabrik und eine Stellmacherei. So hatten wir das Glück, dass der Vater oft nach Hause kommen konnte.

Einmal brachte er meiner Mutter – weil sie guter Hoffnung war – ein wunderschönes Kreuz mit, das er von einem Juwelier in Rawicz hatte anfertigen lassen. Dieses Kreuz trug sie auch auf der Flucht stets bei sich. Aber später sahen wir es an ihr nur zu besonderen Gelegenheiten wie bei meiner Priesterweihe. Als sie in den letzten Monaten ihres Lebens ins Altenheim gehen musste, nahm sie es mit. Mein Bruder Peter wollte ihr eine Freude bereiten und ließ das für sie so wertvolle Kreuz aufarbeiten. Nach ihrem Tod hatte er vor, es



ihr mit in den Sarg zu geben, aber ich redete ihm gut zu, es als Andenken an sie zu bewahren, denn er und seine Familie hatten sich stets rührend um die Mutter gekümmert. Ich habe ihr stattdessen ein anderes sehr schönes Kreuz in den Sarg mitgegeben – ein Geschenk von meinem hochverehrten Freund, Bischof Aufderbeck. Eines Tages war Mutters Kreuz verschwunden – wahrscheinlich gestohlen. Ich trauerte sehr, und mein Bruder versuchte, mich mit den Worten unserer verstorbenen Mutter zu trösten: »Der Dieb hatte es wahrscheinlich nötiger als du.«

Ich kann mich noch gut an das letzte Weihnachtsfest mit meinem Vater erinnern. Der Abschied von ihm nahte, denn er hatte nun endgültig die Einberufung bekommen und sollte bald schon eingezogen werden. Trotzdem ließ er es sich – wie all die Jahre zuvor – nicht nehmen, den Tannenbaum zu schmücken. Für ihn bedeutete dies stets eine heilige Handlung, bei der er mit großer Sorgfalt, wenn nicht gar mit Andacht, vorging. Auf fast jede Nadel hängte er einen Streifen Lametta, sodass der Baum nicht mehr grün, sondern silbern aussah.

Nachdem das neue Jahr begonnen und der Vater sich in den Krieg verabschiedet hatte, änderte sich unser Leben schlagartig. Die Mutter musste das Geschäft schließen, und unsere Familie wurde buchstäblich auseinandergerissen. Meine Mutter ging mit meinen Brüdern Hubert und Peter nach Mochbern zu unserer Schmidt-Großmutter, die ein kleines Warenhaus besaß. Ich zog zur Meisner-Großmutter nach Maria-Höfchen. Der jüngste Bruder Werner war zu diesem Zeitpunkt noch nicht geboren. Die Schule besuchten wir Jungs jedoch nach wie vor in Lissa, obwohl es umständlich war, dort hinzugelangen. Zum Glück erreichten unsere Eltern, dass wir Brüder in derselben Schule bleiben durften.

Bevor unsere Familie sich aufteilte und wir die Wohnung in Lissa verließen, hatte meine Mutter beschlossen, den von unserem Vater geschmückten Tannenbaum in all seiner Pracht stehen zu lassen. Und tatsächlich: Als wir im August zurückkamen, stand er immer noch silbern und schön da. Allerdings konnten wir dabei zusehen, wie die Nadeln rieselten.

### *Das Leben im Krieg*

Der Krieg zeichnete immer deutlichere Spuren in das tägliche Leben der Familien in Breslau. Die meisten Männer waren eingezogen, etliche verwundet oder gefallen. Wenn der Vater und die Onkel Heimaturlaub hatten und die Meisner-Oma dann alle zu einem Abend mit Bratkartoffeln und Sülze einlud, waren die Kriegsberichte der Männer selbstverständlich das einzige und recht bedrückende Thema.

Wir Jungs wurden bei diesen Gesprächen natürlich rausgeschickt. Dafür aber durften wir bei der Schmidt-Großmutter, der Mutter meiner Mutter, mit dabei sein. Aber hier wurde nicht erzählt, sondern gebetet – für jeden, der aus unserer großen Verwandtschaft im Krieg war, sprachen wir ein Vaterunser. Die vielen Vaterunsere fanden wir Kinder allerdings ziemlich langweilig, sodass wir wenig bei der Sache waren. Der liebe Gott musste mit uns viel Geduld haben.

Das bedeutete aber nicht, dass wir grundsätzlich etwas gegen das Beten oder den lieben Gott gehabt hätten. Ganz im Gegenteil. Die Schlesier waren dem christlichen Glauben und seiner Tradition gegenüber besonders positiv eingestellt. Jedes Kind wurde darin groß. Der sonntägliche Kirchgang war selbstverständlich. Die schönsten Lieder wurden mit Inbrunst möglichst mehrstimmig gesungen. Bei keiner Orgel fehlte die berühmte Kesselpauke. Die Musik mit vielen Instrumenten

gehörte jedes Mal dazu, selbst in entlegenen Dorfkirchen. Und dann die Maiandachten! Ganze Völkerwanderungen machten sich auf den Weg, um dabei zu sein. Die Kirchen waren festlich geschmückt, und die schönsten Marienlieder wurden angestimmt, denn die Schlesier – die alten wie die jungen – waren leidenschaftliche Sänger. Unser Schuldirektor, der gleichzeitig das Amt des Kantors innehatte, suchte schon unter den Schulanfängern Talente aus, um sie zeitig zu fördern. In seinen Chören mitzusingen, galt als eine große Auszeichnung.

Als ich vor Kurzem wieder in Breslau war, wurde ich unmittelbar an diese Zeit erinnert. Denn ich traf den Pfarrer von Mochbern, der mir stolz erzählte, er habe für die Ruhestätte von Pfarrer Joseph Ungerathen, den letzten deutschen Pfarrer, den Grabstein erneuert. Das hat mich ganz besonders gefreut, denn diesen Grabstein hatte ich vor Jahren besorgt, weil mich mit Pfarrer Ungerathen, diesem alten, würdigen Herrn, eine kleine Geschichte verbindet. Als Kind verehrte ich ihn sehr. Als ich ihm einmal auf der Straße begegnete, bat er mich, sein »Schuhbündel« zuzumachen, weil er sich nicht bücken konnte. Ich empfand das als große Ehre und Vertrauensbeweis. Und als er sich auch dann noch freundlich bedankte und mir in unserem schlesischen Dialekt einen »schönen Gruß an die Muttek« mit auf den Weg gab, platzte ich bald vor Stolz.

Vor den Lehrern in der Schule hatten wir ziemliche Angst, oder sagen wir »großen Respekt«. Die jüngeren Pädagogen waren alle eingezogen, und die älteren verbanden Zucht und Ordnung mit besonderer Strenge. Vielleicht verfügten sie auch nicht mehr über so gute Nerven. Da unsere Väter ebenfalls im Krieg waren, fehlte uns auch zu Hause eine strenge Hand. Auf jeden Fall setzte es in der Schule ganz schön Schläge, oder wir wurden an den Ohren gezogen.

Auch ich habe mir als Kind Ohrfeigen gefangen. Einmal sogar vom Pfarrer im Religionsunterricht. Auf seine Frage nach dem höchsten Fest im Kirchenjahr antwortete ich: »Das Schlachtfest!« Schließlich wohnten wir beim Bauern, und ich erlebte, wie zum Schlachtfest immer viele Gäste kamen, die sich die frisch gebrühten Würste schmecken ließen. Natürlich wusste ich, dass das mit dem Kirchenjahr nichts zu tun hatte. Als ich dies meiner Mutter beichtete, meinte sie nur, dass ich die Strafe durchaus verdient hätte.

Und dann bei unserer Musiklehrerin. Wir sangen gerade den schönen Refrain »... da verliebte sich, o Wunder, 'ne alte Flunder, 'ne alte Flunder«. Ich hatte wohl nicht richtig gesungen oder gar gelacht, sodass sie mich aufforderte, beim Dirigieren auf ihr Handzeichen zu achten. Als ich ihr antwortete: »Sie wollen wohl mit ihren Zeichen zeigen, wie die Flunder mit dem Schwanz wackelt«, war ich natürlich reif für eine kräftige Ohrfeige. Wir haben alles schweigend hingenommen, ja es geradezu als Zeichen unserer Stärke empfunden, dies auszuhalten. Und wenn einer unserer Mitschüler nach einer Prügelstrafe auch noch den Lehrer frech angeschaut hatte, galt er hinterher als besonders heldenhaft. – Nun, es waren eben ganz andere Zeiten.

### *Die Flucht aus Schlesien*

Wir schrieben Dezember 1944. Der lauter werdende Kanonendonner verriet uns, dass die Front sich gefährlich näherte. Ein letztes Mal versammelten wir uns zu Hause unter dem Tannenbaum zu einem traurigen Weihnachtsfest – ohne unseren Vater, der im Krieg war. Wir ahnten, ja, wir wussten, dass wir nun bald die Heimat verlassen mussten, wenn wir unser Leben retten wollten.